

Ana Veloso

Das Lied des
Kolibris

ROMAN



KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Juli 2015

© 2011 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Viola Eigenberz

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Gettyimages / Tui De Roy;

Gettyimages / FernandoAH; Gettyimages / Georg Dionysius Ehret

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-50131-3

2 4 5 3 1

TEIL I



I

Von drei Seiten drohte Ungemach.

Von rechts sah Lua die verrückte Imaculada kommen, die ihren Blick starr auf sie richtete und genau auf sie zuhumpelte, weiß der Himmel, warum. Lua hatte mit der Alten nie ein Wort gewechselt und sah auch keinen Grund, daran etwas zu ändern. Imaculada gehörte seit Urzeiten zu São Fidélio, so ähnlich wie die knarrenden Stufen zum Dachgeschoss des Herrenhauses, und genau wie bei der Treppe konnte sich niemand daran erinnern, sie jemals anders als verwittert und ächzend erlebt zu haben. Sie war Lua unheimlich, und die junge Sklavin wollte nichts mit der Alten zu schaffen haben.

Von links näherte sich der Senhor. Er sah aus, als wolle er Lua eine weitere unsinnige Aufgabe erteilen, eine von der Art, die ihm ein wenig Zweisamkeit mit ihr erlaubt hätte. Allmählich drängte sich ihr der Verdacht auf, dass er sich seine Hemdknöpfe absichtlich abriss, nur damit er sie bitten konnte, ihm in sein Studierzimmer zu folgen und sie ihm schnell wieder anzunähen. Nicht dass es andere Sklavinnen gegeben hätte, die in dieser Arbeit viel geübter waren als sie. Auf eine Begegnung mit ihm war sie ebenso wenig erpicht wie auf die mit der alten Sklavin.

Sie hätte nach vorn oder nach hinten zum Schuppen ausweichen können, um beiden aus dem Weg zu gehen. Doch dann sah sie plötzlich, dass Gefahr aus einer Richtung drohte, aus der sie sie nicht vermutet hatte: von oben. Ein Drachen schoss im Sturzflug auf sie zu. Die Hühner stoben wild gackernd auseinander, als Lua sich vor dem Ungetüm in Sicherheit bringen

wollte und dabei fluchend durch ihre Mitte rannte. Sie hatte geahnt, dass der kleine Sohn der Wäscherin nicht in der Lage sein würde, den selbstgebauten Drachen bei dem starken Ostwind zu bändigen. Dennoch hatte sie dem Kind zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, hatte sich darauf verlassen, dass seine Mutter rechtzeitig eingreifen würde.

Sie lief geradewegs in die Arme Imaculadas. Hinter ihr hörte sie eine Vielzahl an Geräuschen, aus denen sie schließen konnte, was geschehen war: das Gezeter des Senhors, der offenbar beinahe von dem Drachen getroffen worden wäre, das Geflatter der ebenfalls erschrockenen Hühner sowie das Geschrei der Wäscherin, die ihren allzu lebhaften Sohn maßregelte. Dann folgte das Geheul des Jungen, dessen Drachen anscheinend zerfetzt in den Ästen des Cajú-Baumes hing.

Sehen konnte sie von alledem nichts. Imaculadas Blick hielt den ihren unerbittlich gefangen.

»Ich wissen, dass du Richtige«, sagte sie. »Wind auch wissen.« Lua hatte von den anderen Sklaven auf São Fidélio erfahren, dass Imaculada noch zu jenen gehörte, die direkt aus Afrika nach Brasilien gebracht worden waren. Die anderen waren alle hier geboren. Daher hätte sie das schlechte Portugiesisch der Alten nicht wundern dürfen, was es aber trotzdem tat. Es verstärkte den Eindruck von Andersartigkeit, den all ihre Gesten und Blicke ausstrahlten. Und was sollte das überhaupt heißen, sie sei die Richtige? Wofür? Glaubte die Alte tatsächlich, dass nicht ein dummer Zufall sie in ihre Nähe geführt hatte, sondern der heiße Ostwind, von dem es hieß, er komme geradewegs aus Afrika?

Imaculadas Stimme war so ausdruckslos wie ihre Miene. Lua wagte trotzdem nicht, ihr zu widersprechen. Vielleicht veranlasste die Autorität des Alters sie dazu, Imaculada, die ihren Arm umklammert hielt, zu folgen. Vielleicht war es aber auch

ihre Furcht davor, dass an den Gerüchten etwas dran war, hieß es doch von der betagten Sklavin, sie verfüge über magische Kräfte. Lua bekreuzigte sich im Geiste.

Imaculada führte die Jüngere um das Herrenhaus herum zu einer steinernen Bank, die nun, am Nachmittag, im Schatten des Gebäudes stand. Es war die dem Wind zugewandte Seite. Eine kräftige Bö fuhr unter Imaculadas Rock und entblößte ihre dünnen, ledrigen Waden, ein Anblick, der Lua sonderbar anrührte. Die Alte bedeutete ihr, Platz zu nehmen, aber angesichts der ihr drohenden Strafe wagte sie nun endlich Widerworte.

»Jesus und Maria! Was, wenn die Senhora uns hier erwischt? Du weißt, dass sie uns auspeitschen lassen kann, wenn es ihr gefällt. Sie hasst Müßiggang bei den Sklaven, und noch viel mehr verabscheut sie die Vorstellung, mit ihrem kostbaren Hinterteil dieselbe Stelle zu berühren, auf der schon einmal ein schwarzer Hintern gesessen haben könnte.«

Die Alte nickte bedächtig. »Du viel lernen. Viel, viel.«

Lua war verunsichert. Hieß das, sie hatte viel gelernt? Viele portugiesische Wörter, die Imaculada möglicherweise nicht verstand? Oder wollte sie Lua vielmehr zu verstehen geben, sie habe noch viel zu lernen?

Imaculada setzte sich auf die Bank und hielt dabei weiter Luas Arm fest, so dass diese gezwungen war, es ihr gleichzutun. Lua schaute sich ängstlich nach allen Seiten um. Wenn sie nun jemand sah und bei den Herrschaften anschwärzte? Die dicke Maria zum Beispiel, die allen Mädchen, die hübscher waren als sie, das Leben zur Hölle machte? Oder der liebedienerische João, der sich vom Verpetzen gewisse Vorteile in der Casa Grande versprach?

Es war weit und breit niemand zu sehen, doch das mochte nicht viel heißen. Auf São Fidélio ist man nie allein, so viel hatte Lua

in ihren 18 Lebensjahren, die sie alle auf dieser Fazenda verbracht hatte, gelernt. Die Zuckerrohrplantage erstreckte sich weit über den Horizont hinaus, und auf den Feldern sowie im Urwald konnte man sich sehr einsam fühlen. Doch das Anwesen selbst, bestehend aus Herrenhaus, *casa grande*, sowie den Nutzgebäuden und dem Sklaventrakt, *senzala*, beherbergte an die 200 Personen, von denen nur fünf von weißer Hautfarbe waren. Von den Sklaven wiederum befand sich immer mindestens ein Viertel im oder am Haus – jede Menge Leute also, die im Herrenhaus, in der Küche, der Wäscherei, den Ställen, der Schmiede, im Obstgarten, in der Maniokmühle oder an der Zuckerrohrpresse arbeiteten, ganz zu schweigen von Müttern im Kindbett, Rekonvaleszenten, kleinen Kindern, Greisen oder anderen Personen, die aus diesen oder jenen Gründen nicht einsatzfähig waren.

Lua hatte schon in ihrer Kindheit die Erfahrung gemacht, dass sie sich, wenn sie Ruhe suchte, möglichst weit vom Haus entfernen musste. Einmal hatte sie der Sinhazinha Eulália ein Buch stibitzt, um es heimlich zu lesen, doch sie kam kaum drei Seiten weit, da sauste die Gerte auf sie nieder. Die Gouvernante hatte sie bei ihrem mittäglichen »Verdauungsspaziergang«, wie sie es nannte, erwischt. Kein normaler Mensch ging freiwillig mittags aus dem Haus, nur Lua und diese schreckliche Frau, und prompt trafen sie aufeinander. Ein anderes Mal wollte sie, gerade 13-jährig, mit einem schmucken Burschen turteln – der, Gott hab ihn selig, im vergangenen Jahr bei einem Fluchtversuch getötet wurde –, da wurden sie von einem Hund sowie drei kleinen Jungen gestört, die ebendiesen Hund fangen wollten.

Es war also nicht ratsam, in der Nähe des Hauses irgendwelchen Beschäftigungen nachzugehen, bei denen man ungestört bleiben wollte. Und das verschwörerische Getue von Imaculada verhiess nichts Gutes. Allerdings war Luas Neugier schon

immer größer als ihre Angst vor Bestrafung gewesen, so dass sie sich also hinsetzte und Imaculada fragend ansah.

»Ich sterben«, sagte die Alte in einem Ton, in dem sie auch hätte mitteilen können, dass an diesem wie an jedem anderen Tag in den letzten drei Monaten die Sonne schien.

»Oh«, brachte Lua hervor.

»Nicht schlimm. Ich zurück zu mein Ahnen und mein Kinder nach Cubango-Fluss, nach Ndongo.«

»Oh«, sagte Lua ein weiteres Mal. Was sonst hätte sie auf eine solche Aussage erwidern sollen? Ihr graute vor den sentimentalen Erinnerungen der Alten. Sie wollte nichts über sie, ihre Familie oder ihre heidnische Herkunft wissen. Die Afrikaner waren Wilde, das wusste doch jedes Kind. Sie waren Hottentotten und Menschenfresser, oder etwa nicht? Die Sklaven konnten sich glücklich schätzen, dem schwarzen Kontinent und seinen bestialischen Bräuchen entkommen zu sein. Die Liebe von Jesus Christus sowie die Fürsorge ihrer Senhores wogen doch hundertmal die Tatsache auf, dass sie nicht »frei« waren. Lua schloss sich ganz der Meinung des Padres an, der jeden Sonntag predigte, die Freiheit sei ein Gut, das den Negern überhaupt nicht bekäme. Im Übrigen fühlte sie sich durchaus nicht als jemandes Eigentum, auch wenn es auf dem Papier wohl so war.

»Du tun dumm, aber du sein klug. Du schreiben.«

»Nein, das stimmt nicht«, antwortete Lua. Endlich sprach Imaculada ein Thema an, zu dem sie sich hätte äußern können, aber sie hatte nicht vor, ihr dieses Geheimnis anzuvertrauen, ein Geheimnis, das anscheinend bei weitem nicht so wohlgehütet war, wie sie es sich erhofft hätte. Sie konnte nämlich lesen und schreiben, beides, wie sie ganz unbescheiden fand, sehr gut. Die Eitelkeit war eine Todsünde, hatte der Padre sie gelehrt, doch eine noch viel größere Sünde war es, wenn Sklaven

lesen und schreiben konnten. Aus diesem Grund würde sie vor einer ihr fremden und noch dazu so furchteinflößenden Person wie Imaculada nie zugeben, dass es sich wirklich so verhielt. Der einzige Mensch auf der ganzen Welt, der um ihre verbotenen Kenntnisse wusste, war ihre Freundin Fernanda, und die scherte sich herzlich wenig darum. Wofür das Lesen gut sei, wenn man keine Bücher habe? Da hatte sie nicht ganz unrecht. Allerdings verschaffte Lua sich gelegentlich Zugang zu Büchern, was selbst Fernanda nicht wusste.

»Du tun dumm, das klug. Aber Kasinda wissen. Du schreiben Geschichte von Kasinda.«

»Wer ist Kasinda?«, fragte Lua, obwohl ihr bereits schwante, dass die Alte selbst damit gemeint war.

»Kasinda mein afrikanisch Name. Imaculada gibt nicht.« Daraufhin spuckte sie mit hassverzerrtem Gesicht vor Lua in den Staub.

»Du willst also, dass ich deine Geschichte aufschreibe? Wozu soll das gut sein?«

Imaculada starrte sie ungläubig an und schimpfte in ihrem Kauderwelsch, sie sei womöglich noch dümmer, als sie sich gab, und sie habe sich in ihr getäuscht. Ihre Geschichte verdiene es, bewahrt zu werden, und sie, Lua, solle sich glücklich schätzen, die Auserwählte zu sein, die dank dieses überlieferten Wissens zu großer Weisheit gelangen könne. Das zumindest entnahm Lua dem Wortschwall, der mit Wörtern einer ihr unbekanntem Sprache durchsetzt war.

»Aber ich sagte dir doch: Ich kann nicht schreiben. Selbst wenn ich es könnte, ich hätte nicht einmal Papier und einen Stift, um es zu tun.«

Imaculada lächelte verschmitzt, griff in ihren Rockbund und zog eine Kladde sowie einen Kohlegriffel daraus hervor.

»Du anfangen. Jetzt. Nicht mehr viel Zeit, ich sterben.«

Sie sprach, wiewohl zittrig und krächzend, in sehr bestimmtem Ton, und der Blick aus ihren kleinen schlaun Äuglein war scharf. Würde sie Lua mit einem bösen Fluch belegen, wenn sie ihrem Wunsch nicht Folge leistete? Lua musste sich wohl oder übel fügen. Sie konnte ja auch einfach etwas anderes niederschreiben als das, was die Alte ihr erzählte – sie würde das Geschriebene ja doch nicht lesen können.

»Na schön«, sagte Lua widerstrebend. »Gib mir die Schreibsachen.«

Imaculada reichte ihr Stift und Papier, und Lua versuchte, einen Blick auf ihre verstümmelte Hand zu erhaschen. Es hieß, ihr fehle ein Finger, und es kursierten jede Menge Gerüchte darüber. Aber Imaculada hielt ihre Hände mit den dicken Adern und den knotigen Fingern immer so geschickt, dass man den angeblichen Stumpf nie sehen konnte.

Ein plötzliches Glücksgefühl durchströmte Lua, denn es war lange her, dass sie die Möglichkeit gehabt hatte, zu schreiben. Es bereitete ihr ein immenses Vergnügen, den Griffel in ihrer linken Hand zu fühlen und den Duft des Papiers einzuatmen. Erneut sah sie sich um. Mit diesen verbotenen Utensilien erwischt zu werden zöge eine weitaus schlimmere Bestrafung nach sich als das ungebührliche Benutzen einer Steinbank.

»Niemand kommen. Alle Angst vor Kasinda«, murmelte die Alte. Wahrscheinlich hatte sie recht. Von den Sklaven jedenfalls traute sich niemand in ihre Nähe. Und dass ein Mitglied der Familie Oliveira sich hierher verirrt, schien Lua ausgeschlossen. Dona Ines hatte Besuch, Dom Felipe hatte sich schätzungsweise längst ein anderes Opfer auserkoren, Sinhá Eulália scheute die Sonne, und der junge Sinhô Manuel brühtete sicher wieder über den Zahlen der Rechnungsbücher. Der älteste Sohn der Familie, Carlos, kam ohnehin nur an den Wochenenden.

»Fang an«, forderte Lua Imaculada ein wenig barsch auf, um sich nicht anmerken zu lassen, welche Vorfreude aufs Schreiben sie erfüllte.

»Mein Name Kasinda«, begann die Alte, und Lua notierte brav die Schilderungen, nicht ohne diese zuvor zu korrigieren. Wem nützte schon eine Geschichte, die voller fremdländischer Vokabeln war und von so fehlerhafter Grammatik, dass man sie kaum verstand?

»Ich sein neun Tochter von groß Häuptling Mukua-nguzu und Frau drei Nzinga. Ich sehr schön und sehr klug. Mit vierzehn ich heirate stolzer Krieger.«

Lua horchte auf. Die alte Hexe Imaculada erzählte vielleicht ein Märchen. Doch wider Willen begann die Geschichte sie in ihren Bann zu ziehen. Sie schrieb fieberhaft mit, was sie große Anstrengung kostete, da sie das Gehörte zunächst deuten und gleichzeitig umformulieren musste.

Sollte irgendjemand eines Tages das unscheinbare Heft finden, in dem sie alles notierte, dann konnte sie nur hoffen, dass er ihr verzieh, wenn afrikanische Namen nicht richtig geschrieben waren und die schlichte Ausdrucksweise Imaculadas verfälscht wurde. Sie betete, dass dieser Leser berücksichtigen würde, dass sie ihr Bestes gab, um Imaculadas Schilderungen gerecht zu werden und dafür zu sorgen, dass ihr Schicksal nicht in Vergessenheit geriet.

*M*ein echter Name lautet Kasinda. Ich bin die neunte Tochter des angesehenen Häuptlings Mukua-nguzu und seiner dritten Ehefrau Nzinga. Ich war ein sehr schönes und sehr kluges Mädchen, so dass man mich im Alter von 14 Jahren dem stolzen Krieger Uanhenga zur Frau gab. Damit hatte ich eine viel bessere Partie gemacht als meine älteren Schwestern, doch das Unheil, das daraus hervorgehen sollte, war mir damals noch nicht bewusst.

Uanhenga war ein guter Ehemann. Er schlug mich nur, wenn ich ihm Anlass zu ernsthaftem Kummer gegeben hatte, und er wohnte mir jede Nacht bei, wie es seine Pflicht war. Ich war ihm treu ergeben und schenkte ihm nach neunmonatiger Ehe seinen ersten Sohn. Es war ein starker, gesunder Junge, den wir Chilala nannten. Ich liebte dieses Kind mehr, als gut für mich war. Ich vergötterte Chilala und schenkte ihm mehr Zuwendung als jedem anderen der drei Kinder, die ich in den ersten Jahren unserer Ehe gebar. Es waren zwei weitere Söhne und eine Tochter.

Uanhenga sorgte gut für uns. Auch hatten wir das Glück, von Dürren oder Überschwemmungen verschont zu bleiben, so dass alle vier Kinder gesund blieben und prachtvoll gediehen. Uanhenga hätte sich weitere Ehefrauen nehmen können, doch er wollte keine außer mir, was mich mit großem Stolz erfüllte. Trotz meiner Jugend gehörte ich bald zu den angesehensten Frauen unseres Krals, und das nicht nur wegen meiner Position als Ehefrau Uanhengas. Ich war sehr tüchtig, wirtschaftete

umsichtig und legte genügend Vorräte für schlechtere Zeiten an. Ich war bewandert in der Kunst des Heilens und in der Gewinnung von Palmwein. Ich war außerdem eine gute Spurensucherin, so dass ich einmal unser Dorf davor bewahrte, von einem einzelgängerischen Elefantenbullen angegriffen zu werden. Daraufhin kam ich in den Ruf, eine Hellseherin zu sein. Ich ließ die Leute in dem Glauben. Natürlich konnte ich die Zukunft keineswegs vorhersagen, doch ich verfügte über eine gute Auffassungs- und eine noch bessere Kombinationsgabe. Wenn man darüber hinaus eine gewisse Kenntnis der Verhaltensweisen von Mensch und Tier besitzt, reicht das meist aus, um zu ahnen, was geschehen wird. Einzig bei meiner Schwester Thandeka haben mich meine vermeintlich hellseherischen Kräfte verlassen, ein Umstand, der mich meiner Familie beraubt hat und mich beinahe das Leben gekostet hätte.

Ich befand mich im Busch an den Ufern des Cubango, wo ich nach einer seltenen Wurzel suchte, deren Saft bei Verdauungsstörungen half. Ich war ganz allein, einmal abgesehen von dem Säugling, den ich in einem Tragetuch eng an meinen Leib gewickelt hatte. Meine Suche schritt sehr erfreulich voran und wurde weder durch hungrige Geparden noch durch aufgeschreckte Schlangen vereitelt. Ich summte eine Melodie vor mich hin und dankte meinem Orixá für das Glück, das mir beschieden war. Ich nahm mir vor, ihm noch am selben Abend ein Opfer darzubringen, damit er mir weiter wohlgesinnt sein möge.

Plötzlich wurden die Geräusche des Waldes, die ich stets als beruhigend empfunden hatte, von einem anderen Laut überlagert. Ein Mensch rannte auf mich zu, stolpernd und keuchend. Ein Mensch, der sich offenbar in Gefahr befand, denn unter normalen Umständen bewegten wir Leute aus Cambundi uns beinahe geräuschlos. Die Vögel verstummten, das Rascheln in

den Bäumen wurde leiser, und dann stand auf einmal meine Schwester vor mir.

»Schnell, Kasinda, deinem Sohn geht es nicht gut! Chilala wäre beinahe ertrunken, weiter unten am Flussufer bei dem großen Affenbrotbaum. Komm schnell, damit wir ihn gemeinsam heimtragen können.«

Vor Schreck ließ ich den Beutel fallen, in dem ich die Wurzeln gesammelt hatte. Ich war so erschüttert, dass mein Verstand vorübergehend aussetzte. Nicht einen Moment lang fragte ich mich, warum meine Schwester im Busch nach mir gesucht hatte, wo doch das Dorf viel näher gewesen wäre, um Hilfe zu holen. Ebenso wenig zweifelte ich am Wahrheitsgehalt ihrer Aussage, obwohl doch ein Vierjähriger, den ich obendrein in der Obhut meiner Mutter gelassen hatte, kaum allein zum Fluss geschlendert sein konnte. Ich folgte Thandeka schweigend. So schnell unsere Füße uns trugen, liefen wir zu der von ihr beschriebenen Unfallstelle, die nicht allzu weit entfernt lag.

Was wir dort vorfanden, war nicht etwa ein verstörter kleiner Junge. Es war vielmehr eine Gruppe grimmig dreinschauender Männer, die mir unbekannt waren. Sie waren nicht von unserem oder einem befreundeten Stamm, denn sie trugen Schmucknarben, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte. Einer von ihnen verstand jedoch offenbar unsere Sprache, denn Thandeka wandte sich triumphierend an ihn: »Hier ist sie. Habe ich dir zu viel versprochen? Jung, stark, schön und gebärfreudig.«

Der Mann kam auf mich zu und kniff mich ins Gesäß. Ich schlug seine Hand fort, woraufhin er mich hart zu Boden stieß. Meine kleine Tochter begann zu schreien.

»Gib sie mir«, sagte Thandeka. »Wo du hingehst, bist du ohne sie besser dran.«

»Was hast du getan, Schwester?« Ich konnte nicht fassen, was mir widerfuhr. Zwar waren auch mir die Gerüchte zu Ohren gekommen, wonach sich Menschenfänger in unserer Gegend herumtrieben, doch gesehen hatte ich nie einen von ihnen. Noch viel weniger wollte mir in den Sinn, dass ausgerechnet ich zu ihrer Beute wurde. In die Dörfer fielen die Sklavenhändler nicht ein, das war ihnen zu gefährlich. Sie ergriffen ausschließlich Menschen, die allein unterwegs waren. Im Busch, da war ich mir sicher, hätte ich sie rechtzeitig gehört und ihnen entkommen können. Eine so bösertige Täuschung jedoch, eine so gemeine Falle hätte ich in meinen schlimmsten Träumen nicht für möglich gehalten.

»Du bist eine Schande für Uanhenga«, erklärte Thandeka wütend. »Dein Mann steht unter deiner Fuchtel, nicht einmal eine Zweitfrau wagt er sich zu nehmen. Das hat er nicht verdient. Und wir anderen Frauen aus Cambundi haben es nicht verdient, dass wir neben dir alle hässlich, dumm und faul wirken. Wir wären alle besser dran ohne dich. Und wo diese Männer dich hinbringen, da kannst du auch mit deinen Tugenden glänzen. Es wird dir gutgehen.«

Viele Jahre später gelangte ich zu der Einsicht, dass Thandeka sich in Rage geredet hatte, um ihr wahrscheinlich unüberlegtes Handeln vor sich selbst zu rechtfertigen. Damals jedoch verspürte ich nichts als grenzenlosen Zorn angesichts ihres Verrats. Ich spuckte sie an, versuchte, sie zu schlagen und zu treten, doch auf ein Zeichen ihres Anführers hin ergriffen mich zwei weitere Männer und sorgten dafür, dass ich ihr nicht weh tun konnte.

Thandeka nickte dem Anführer zu und hielt ihm eine geöffnete Hand hin. Sie wollte ihren Lohn in Empfang nehmen. Ich war fasziniert von der Szene, denn ich wusste genau, was nun folgen würde. Thandeka war schon immer die dümmste von uns neun Schwestern gewesen.

Blitzschnell griff der Anführer nach Thandekas Hand, drehte ihr den Arm auf den Rücken und raunte ihr zu: »Du bekommst schon noch, was du verdienst.«

Sie heulte und jammerte und flehte den Mann an, sie gehen zu lassen. Voller Verachtung wiederholte ich ihre eigenen Worte: »Wo diese Männer dich hinbringen, wird es dir gutgehen.«
»Aber ... aber du wolltest mir doch ...«, stammelte Thandeka an den Anführer gewandt, der ihren Arm wieder losgelassen hatte und sie nun mit erhobenen Brauen musterte wie ein fremdartiges Insekt.

Ich erfuhr nie, was es gewesen war, das diese Leute meiner Schwester als Lohn versprochen hatten. Denn auf einen Wink des Anführers ergriffen die anderen Männer Thandeka, rissen ihr brutal ihr Hüfttuch sowie die Halsketten fort und stießen sie in den Staub. Ich hielt mir die Ohren zu und schloss die Augen. Trotz meiner Wut auf meine Schwester konnte ich nicht mit ansehen, wie ihr auf so grausame Weise Gewalt angetan wurde.

Der Anführer zwang mich jedoch, hinzusehen. Es war grauenhaft. Ich unterdrückte jeden Laut, aber mir liefen Tränen übers Gesicht. »Das«, so sagte der Mann, »passiert widerspenstigen Frauen. Also benimm dich.« Daraufhin nahm er sein Messer und stieß es mit einem gezielten Hieb in die Kehle meiner Schwester. Ich werde nie den Anblick vergessen, wie sie dort im Staub lag, geschändet, verstümmelt und mit dem Ausdruck unbegreiflichen Entsetzens in ihren im Tod weit geöffneten Augen.

Die Männer fesselten meine Arme auf dem Rücken und schubsten mich vor sich her. Später habe ich mich oft gefragt, warum sie mit meiner Schwester nicht dasselbe anstellten wie mit mir, doch ein wirklich guter Grund dafür fiel mir nicht ein. Thandeka war zwar dumm, hätte aber als Sklavin gewiss einen guten Gewinn eingebracht, denn sie war stark und gesund.

Die Männer brachten mich in eine Art Lager, wo sie bereits andere Gefangene gesammelt hatten. Dieses Lager war gut bewacht, unsere Häscher waren bis an die Zähne bewaffnet, und wir Gefangenen waren gefesselt. So gelang es nicht einmal den stärksten und mutigsten Männern, sich aus der Gewalt der Sklavenjäger zu befreien. Es herrschte ein großes Elend unter uns Gefangenen. Den einzigen Trost fand ich in der Tatsache, dass sich dort niemand sonst aus meiner Familie befand. Uan-henga würde eine neue Frau finden, unsere Kinder wären bei meiner Mutter in besten Händen. Einzig meine kleine Tochter war bei mir, ein Säugling noch, der ohne Mutter ohnehin keine Überlebenschance gehabt hätte. Ich würde sie mitnehmen müssen, wenn man mich ließ. Ich war beileibe nicht die einzige Mutter mit Kind dort. Bisher hatte jedoch keiner unserer Aufseher Anstalten gemacht, den Frauen ihre Kinder fortzunehmen.

Zuweilen fragte ich mich, ob es für die Kleine nicht besser sei, wenn ich sie tötete und der heimischen Erde überantwortete, so dass die Ahnen sich ihrer annehmen konnten, aber ich brachte es nicht übers Herz. Hätte ich damals bereits gewusst, welches Schicksal mir und meiner Tochter beschieden war, so hätte ich es wahrscheinlich getan. Doch wer konnte schon ahnen, wohin die Menschenjäger uns bringen würden? Wir alle gaben die Hoffnung nicht auf, dass uns entweder noch die Flucht gelingen würde oder aber dass wir an einen Ort kämen, wo es besser war als in diesem Lager.

Nach etwa einer Woche war es so weit. Wir rund fünfzig Gefangenen wurden so aneinandergefesselt, dass wir eine lange Menschenkette bildeten, und wurden in die Küstenebene hinabgetrieben wie Vieh. Vor, hinter und neben uns liefen die Aufseher, die mit Peitschen dafür sorgten, dass alle sich in derselben Geschwindigkeit vorwärtsbewegten. Wer hinfiel und sich

verletzte, wurde einfach mitgeschleift. Immerhin befanden sich in unserer Gruppe keine alten oder gebrechlichen Leute. Man hatte nur junge, kräftige Personen auserwählt. Die Männer waren leicht in der Überzahl. Sie waren den Frauen gegenüber im Vorteil, denn sie mussten keine Kinder tragen. Mit meinem an mich gewickelten Säugling erging es mir noch vergleichsweise gut. Es gab Frauen, die mit drei- bis sechsjährigen Kindern unterwegs waren, und diese zu schleppen war mühsam. Es war auch sehr traurig, denn die Kinder weinten und verstanden nicht, warum diese bösen Männer uns so misshandelten. Selbst das Flehen der Kinder konnte diese Bestien nicht erweichen, uns mehr zu trinken zu geben.

Nach einem halben Tagesmarsch waren die meisten von uns am Ende ihrer Kräfte und kurz vor dem Verdursten. Bei Einbruch der Dämmerung sperrte man uns in einen Pferch, der offensichtlich schon viele andere Gefangenengruppen wie die unsere aufgenommen hatte, denn er war sehr schmutzig. Unsere Notdurft mussten wir vor den Augen aller anderen verrichten, da wir weiterhin aneinandergefesselt waren. Es war eine furchtbare Schmach, sich wie die Schweine im eigenen Dreck suhlen zu müssen. An Schlaf war unter solchen menschenunwürdigen Bedingungen schon gar nicht zu denken. Meine »Nachbarn«, die in der Kette vor und hinter mir liefen, waren ein junges Mädchen, vielleicht 14 Jahre alt und bildschön, sowie ein hünenhafter Mann von rund 30 Jahren. Beide waren aus verschiedenen Stämmen, und keiner von uns dreien sprach dieselbe Sprache, obwohl wir alle Bantu waren. Die halbe Nacht starrten wir trübsinnig in den sternklaren Himmel, das Mädchen leise wimmernd, der Mann mit geballten Fäusten, ich mein Kind schaukelnd. Das Mädchen und der Mann sollten den Marsch an die Küste nicht überleben – aber das ist eine andere Geschichte.

Als wir, stark dezimiert, die Küste erreichten, übergaben unsere Häscher uns einer Gruppe weißer Männer. Sie begutachteten uns wie Vieh. Sie schauten sich unsere Zähne an, begrabschten die Brüste der Frauen und lachten über die entblößten Genitalien der Männer. Wir standen alle nackt vor ihnen, und obwohl wir uns tagelang nicht gewaschen hatten, stanken wir nicht halb so erbärmlich wie diese farblosen Kreaturen in ihren sonderbaren Stammestrachten. Die sehr jungen Mädchen wurden von den Männern – Portugiesen, wie ich erfuhr, obgleich mir das wenig sagte – fortgeführt: Sie nahmen sie mit in ihr Nachtlager. Wir anderen wurden abermals in einen Pferch gesperrt. Man gab uns verdorbenes Obst zu essen und stinkendes Wasser zu trinken. Am nächsten Tag litt die Hälfte von uns unter starkem Durchfall, was die Portugiesen zu scheußlichen Wutausbrüchen veranlasste. Als ob wir an unserer Misere selber schuld gewesen wären, wurden wir angeschrien, ausgepeitscht und geprügelt.

Meiner Tochter ging es gut, denn sie bekam ja noch Muttermilch. Mir selbst blieb ebenfalls das Schlimmste erspart, denn ich aß und trank so gut wie gar nichts. Ich hatte mich die ganze Zeit über an dem Glauben festgehalten, dass Uanhenga mit den anderen Kriegern unseres Stammes noch auftauchen und mich befreien würde, doch am nächsten Tag schwand auch diese Hoffnung. Wir wurden, gemeinsam mit weiteren Gruppen von Gefangenen aus anderen Teilen Ngolas, in ein großes Schiff gebracht.

Am vierten Tag nach meiner Verschleppung legte das Schiff ab. Das alles geschah im Jahre 1705 der Zeitrechnung der Verbrecher.